
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 33. 1888.

Der gnädige Herr vom Kellthal

Roman
von
Georg Höcker.

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Kunz Sterzinger dachte oft an die Lene und wie es ihr gehen möge auf dem Steinwieshofe. Er hatte lange nichts mehr von ihr gehört, und nur die Katt'l, welche ein gut Stück dem Dorfe näher wohnte, als er, brachte ihm manchmal Neuigkeiten aus dem Hofe mit. Aber das geschah nur selten, und dem Kunz Sterzinger war es am liebsten, er hörte auch von der Frau nichts berichten. Denn immer, wenn er die Katt'l gesprochen hatte, fühlte er sich betrübt und bekümmert und es war ihm immer, als ob hinter den honigsüßen, theilnehmenden Worten der Katt'l sich ein vergifteter Pfeil verberge, der unmerklich zwar, aber nur um so sicherer in das Herz dringe.

Kunz Sterzinger konnte die Abweisung noch immer nicht verschmerzen, welche ihm von seinem eigenen Kinde zu Theil geworden war. Die Lene hatte freilich keinen Grund, ihm anzuhangen, aber ihre Lieblosigkeit gegen ihn that seinem alternden, liebebedürftigen Herzen sehr wehe.

Heute, am Feiertag, hielt es ihn nicht länger in seiner weltvergessenen Abgeschiedenheit. Er wollte in das Dorf hinunter — freilich nicht um Menschen zu sehen, denn deren Anblick vermied Kunz Sterzinger am liebsten, sondern um der Resi Grab zu besuchen. Sein übervolles Herz drängte ihn heute mit zwingender Gewalt dazu.

So griff er nach dem spitzen Hut und zog den alten, abgetragenen Kittel über die gestrickte wollene Jacke, welche er für gewöhnlich zu Hause trug.

Dann lehnte er die wurmstichige Thüre in das Schloß — zu verschließen war sie nicht, und es wäre auch schwerlich Einer gewesen, der sich an den armseligen Habseligkeiten Kunz Sterzinger's vergriffen hätte — und schritt mit gewaltigen Schritten fürbaß.

Sein Vorwärtsdringen war nahezu ein Kampf, den er mit der unwirthlichen Natur zu bestehen hatte, denn an einen geordneten Weg war nicht mehr zu denken, sondern der Mann mußte auf's Geradewohl durch den Wald schreiten, und dabei hängte sich die fußdicke Schneedecke mit zäher Gewalt an die fast erstarrten Füße, sein Vorwärtsschreiten bald in einzelnes, gewaltiges Springen von einem Baum zum andern verwandelnd.

Eine Strecke weiter unten, als da und dort ein vereinzeltes Gehöft aufzutauchen begann, ging es ein wenig besser, denn dort war schon die Straße fester und breiter, so daß die Schneemassen sich besser hatten vertheilen können. Gleichwohl war der Weg immerhin noch mit Anstrengungen verknüpft, und als der alte Mann die stillen Eingangspforten des Dorfkirchhofes erreicht hatte, perlten ihm die hellen Schweißtropfen auf der Stirn.

Kunz Sterzinger hatte in seiner Waldeinsamkeit keine Uhr, sondern er mußte sich mit einer ungefähren Zeitschätzung nach dem Sonnenstand begnügen. Indessen mußte es wohl schon Mittag sein, wie ihm ein Blick auf die geschlossene Kirchenthüre und die vielen Fußstapfen einwärts und auswärts bewiesen, die sich erst vor Kurzem abgedrückt haben konnten in den bis dahin jungfräulichen Schnee, und welche die noch immer zur Erde sinkenden Flocken schon wieder zu verwischen sich bestrebten. Der Gottesdienst, welchen der alte Pfarrer Vormittags gehalten, mußte demzufolge schon zu Ende sein, und weit und breit war kein Mensch mehr zu erblicken.

Als Kunz Sterzinger aber weiter in den Kirchhof eindrang und den Blick bis zu dem schneebedeckten Hügel seines Weibes schweifen ließ, erschrak er urplötzlich, denn auf diesem sah er eine dunkle Masse lang ausgestreckt.

Mit behenden Schritten



Benjamin v. Kallay, österreichisch-ungarischer Reichsfinanzminister. (S. 259)

eilte der Mann weiter und hatte in Kürze den Grabhügel erreicht, auf dem ein weibliches Wesen ausgestreckt lag und krampfhaft schluchzte.

Kunz Sterzinger starrte betroffen auf sie nieder und schüttelte dann den Kopf, denn der Winterkälte zum Trotz war das Mädchen barhäuptig und nur in leichte kattunene Gewänder gehüllt.

Plötzlich schoß dem Manne ein beängstigender Gedanke in den Kopf. Wenn es die Lene wäre, die auf dem Grabe der Mutter eine Zuflucht gesucht hätte!

Er beugte sich mit raschem Entschlusse zu dem Mädchen nieder und faßte sie sanft bei der Schulter.

„Lene — Lene!" rief er mit bebender Stimme und er erschrak kaum mehr, als das Mädchen nunmehr den Kopf wandte, und er wirklich seine Tochter in ihr erkannte.

Im nächsten Augenblicke drehte die Lene den Kopf wieder mit einer hastigen Bewegung nach dem Grabhügel und fing von Neuem an zu schluchzen.

„Lene — um Gott, wie kommst' daher in dem Aufzug bei der Kälte?"

Keine Antwort.

Kunz Sterzinger faßte sie heftiger bei der Schulter.

„So red' doch, Madel — um Gottes willen — ich bin's — Dein Vater —"

Das Mädchen schüttelte mit starrem Gesichtsausdruck den Kopf.

„Laßt mich in Frieden — ich hab' keinen Vater mehr."

Kunz Sterzinger zuckte zusammen und dann wandte er sich doch wieder von Neuem zu dem Mädchen.

„Was redest' da, Du armes Ding — sag', was willst' hier und in dem Aufzug?"

Da rang die Lene die Hände gegen den Himmel und in ihren Augen malte sich ein starrer, verzweifelter Entschluß.

„Sterben will ich," hauchte sie kaum vernehmbar, „laßt mich in Frieden sterben."

Kunz Sterzinger erschrak furchtbar über diese Worte — was mußte vorgegangen sein, daß er sein Kind hier auf dem Grabe barhäuptig in der schlichtesten Hauskleidung und in solcher Gemüthsverfassung fand! Er dachte unwillkürlich an den Xaver Steinwies, begriff aber sofort, daß jetzt keine Zeit sein konnte, weder nach der Ursache, noch nach dem Grunde zu fragen.

Er faßte das Mädchen mit aller Kraft und zog es in die Höhe und dem Ausgange des Friedhofes zu.

Zuerst zwar wollte sich die Lene gewaltig sträuben und wie rasend fing sie mit dem Vater zu ringen an. Aber die schneidende Winterkälte hatte ihre Glieder erstarrt und den Willen gelähmt. Deshalb folgte sie bald willenlos dem sie mit überlegener Gewalt fortziehenden Manne. Bald sogar war es völlig um sie geschehen, und Kunz Sterzinger mußte sein Kind auf die starken Arme nehmen und mit ihrer Last beschwert den harten Weg nach der Gebirgseinsamkeit zurücklegen.

Wohl kostete die ungewohnte Anstrengung ihm Schweiß und Mühe, aber doch trug der Mann die Lene mit seligen Gefühlen, und als sie gar den Kopf in gänzlicher Erschöpfung an seine Brust lehnte, da durchschauerte es ihn mit überwältigender Macht, und tausend friedverheißende Gedanken tauchten in seinem Innern auf. Dazwischen freilich dachte er wieder mit Angst, was es gegeben haben könne mit der Lene, und er vermochte es kaum zu erwarten, als er seine ärmliche Hütte vor sich liegen sah, an deren Herdfeuer die Lene ihre erstarrten Glieder würde wärmen können.

Endlich hatte er seine Behausung erreicht, und nachdem er die Lene auf sein Strohlager hatte niedergleiten lassen, auf dem sie mit geschlossenen Augen liegen blieb, machte er sich sofort daran, die halberloschene Gluth im Ofen wieder anzufachen und einen wärmenden Trunk für die Erstarrte zuzubereiten.

Sein Bemühen hatte Erfolg, es glückte ihm sogar, einen dankbaren Blick seines Kindes aufzufangen, und das erfüllte ihn mit seliger Freude. Aber im nächsten Augenblicke fing die Lene wieder zu jammern und zu weinen an.

Kunz Sterzinger sprach ihr liebreich zu und allmählig brachte er auch aus ihr heraus, was ihr Herz so mächtig bedrückte und bekümmerte.

Da schäumte er in wüthendem Zorne gegen den harten Steinwiesbauern auf und versprach der Lene hoch und theuer, er werde ihr zu ihrem Glücke verhelfen, möge es nun gehen, wie es wolle.

Die Lene schüttelte nur schwach ihren Kopf — sie fühlte sich von den Erlebnissen des Tages zu sehr angegriffen, als daß sie viel zu denken vermocht hätte — aber es wollte ihr doch nicht einleuchten, wie der Xaver Steinwies von dem ärmlichen Manne sollte bezwungen werden können, der vor ihr stand und welchen sie ihren Vater nennen mußte. Dann stieg mit einem Male das alte Grauen in ihrem Innern auf, und mit einem Schreckensrufe wendete sie sich zur Seite.

Kunz Sterzinger begriff es wohl, was in ihr vorging, und er seufzte trübe auf deßwegen, dann aber faßte er die widerstrebende Hand seines Kindes und fing mit leiser Stimme zu ihr zu sprechen an.

Die Lene fühlte sich seltsam berührt unter den innigen Worten, welche seinen Lippen entströmten, und als der Unglückliche ihr von der früheren Zeit zu erzählen begann und ihm dabei die Thränen über die runzligen Wangen rieselten, da mußte auch das weichherzige Mädchen weinen, sie wußte selbst kaum warum.

Kunz Sterzinger suchte sich nicht etwa in besseres Licht zu setzen, sondern er gestand seinen vergängnißvollen Irrthum, seine sinnlose Wuth und seine blutige Unthat frei und offen ein. Er schilderte, wie ihn dann die Reue gepackt und wie er gebüßt habe, schwer und lang.

Der Name des Barons vom Kellthal kam dabei dem Erzählenden nicht ein einziges Mal über die Lippen. Er sagte seiner Tochter nur in allgemeinen Umrissen, daß er glücklich gewesen, bis die Schlange gekommen sei und sein Paradies zerstört habe.

Aber die Lene lernte gerade durch die sich selbst nicht schonende Art, mit welcher der Kunz Sterzinger das Vergangene behandelte, ihren Vater besser kennen, und wenn in dieser Stunde der Aussprache auch keine Liebe für den Schwergeprüften in ihrem Herzen entstehen konnte, so milderte sich doch die Abneigung, welche sie gegen denselben empfand, und gab einem innigen Mitgefühle Raum.

Es war ein heiliges, sein Inneres durchschauerndes Gefühl für Kunz Sterzinger, als er von den Lippen des vollerblühten Mädchens zum ersten Male den süßen Vaternamen entgegengebracht bekam. Dies einzige Wort war Balsam für sein zerrissenes Herz und hob ihn hoch über alle Wirrsale.

Am Nachmittage kam der Niklas, welcher auf die Suche nach der Lene gegangen und schließlich auf die Vermuthung gekommen war, sie könne Zuflucht in der Hütte des Vaters gesucht haben.

Die helle Freude strahlte dem Burschen aus den treuen Augen, als er die Geliebte bei dem Kunz Sterzinger antraf. Diesem brauchte er nicht viel über sein Kommen zu sagen, denn gegen den halbunterdrückten Aufschrei, mit welchem die Lene von ihrem Lager aufsprang und dem Burschen entgegengestürzt war, wollten die überzeugendsten Reden und Betheuerungen wenig genug bedeuten.

Kunz Sterzinger ehrte den Schmerz der Beiden, welcher sich Bahn brechen mußte trotz seiner Gegenwart. Deshalb stand er stumm und bescheiden zur Seite, als die Lene an dem Halse des Burschen hing und laut schluchzte um ihr verlorenes Glück.

Der Niklas versuchte sie zwar zu trösten, aber dies gelang ihm nur schlecht, denn ihm war selbst das Herz so voll, daß er am liebsten aufgeschrien hätte vor lauter Schmerz und Betrübniß.

Endlich trat der Kunz Sterzinger auf die Beiden zu und zog die Lene mit sanfter Gewalt von der Brust des Burschen.

„Euch soll's nit gehen, wie mir armem Tropf," meinte er, und dabei wischte er sich selbst mit dem Jackenärmel über die feuchtglänzenden Augen. „Was gilt's, ich bring's zuwege, daß Ihr Hochzeit machen könnt bis auf's Frühjahr?"

Dafür hatten die jungen Leute nur ein schmerzliches Lächeln, und der Niklas meinte, sein Vater habe einen gar harten Kopf, der werde sich nicht erweichen lassen, am wenigsten — "

„Am wenigsten von mir," lachte Kunz Sterzinger trübe auf, als der Bursche betreten stillschwieg. „Aber verlaßt Euch auf mich, Ihr beiden armen Menschenkinder — ich bring's in die Reih' mit Euch — so wahr der Herrgott lebt im Himmel droben."

Damit kramte er eine Weile in seinem Wandschrank, machte sich dann zum Gehen fertig und befahl den Beiden, in der Hütte auf seine Rückkehr zu warten. Der Niklas besonders wollte ihn mit Fragen bestürmen, aber der Kunz Sterzinger winkte nur mit der Hand ab, während es in seinen Augen seltsam aufleuchtete.

„Hofft nur," sagte er ein über das andere Mal, „wenn's der Sterzinger sagt, so dürft Ihr's glauben, denn wenn ich auch ein armer elender Tropf bin, so hab' ich doch noch nie gelogen mit meinem Wissen."

Dann ging er und ließ die Beiden in einem seltsam unruhigen Zustande zurück, denn sie konnten nicht begreifen, was der Mann bei dem stolzen Steinwiesbauern erreichen wollte, und doch hatte es wieder in des Kunz Sterzinger's Augen so zuversichtlich aufgeblitzt, daß die Beiden sich versucht fühlten, seinen Worten zu glauben, ob sie ihn fast gar nicht kannten.

Kunz Sterzinger war unterdessen mit behenden Schritten den Berg hinuntergestiegen nach dem Steinwieshofe und hatte diesen gerade beim Abenddämmern erreicht.

Im nächsten Augenblicke stand er vor dem Xaver Steinwies, der ihn mit einem tückischen Blicke anstarrte.

„Was willst?" frug der Bauer. „Am End' Dich erkundigen nach Deiner verkommenen Dirn' — das ist nit von Nöthen, denn ich hab' sie vom Hof gejagt, daß Du's nur weißt."

„Ich weiß — ich weiß," sagte Kunz Sterzinger mit tonloser Stimme dagegen.

Dann schritt er bis dicht an das Wohnstubenfenster, gegen welches sich der Xaver Steinwies mit vor der Brust zusammengekreuzten Armen gelehnt hatte.

„Drei Schritt vom Leib'," rief der Bauer protzig, als der Kunz Sterzinger hart vor ihm stand.

Aber dieser maß ihn nur mit einem durchdringenden Blicke und zog dann blitzschnell etwas aus seinem Kamisol.

„Kennst' das?" frug er und streckte dem Steinwiesbauern einen glänzenden Gegenstand bis dicht vor die Augen.

Der Xaver Steinwies zuckte wie vom Schlag getroffen zusammen, seine Arme hingen schlaff zur Seite herab und die Augen wollten ihm schier aus den Höhlen quellen.

Aber das dauerte nur einen Moment, dann entrang sich ein heiserer Schrei der Brust des

tödtlich erschrockenen Mannes, und der Bauer schickte mit einer Wuthgeberde sich an, dem Anderen an die Gurgel zu springen.

Das aber hatte der Kunz Sterzinger vorausgesehen. Er war einen Schritt zurückgetreten und hielt nun dem Zurückprallenden die Klinge eines breiten Taschenmessers vor die Brust.

„Daß Dich nit weiter muckst, oder ich stoß' zu," sagte er und schaute dabei dem Bauern fest entschlossen in die Augen.

Ein unheimlicher Augenblick verging, während dessen Sterzinger mit dem Messer in der Hand dem Steinwiesbauern in die blutunterlaufenen Augen starrte, dann schlug dieser die Hände vor das Gesicht und sank mit lautem Aufstöhnen hinter sich in den Lehnstuhl.

„Du siehst, ich hab' mich vorgesehen," sagte der Kunz Sterzinger und ließ das Messer sinken, es dabei aber immer in der Hand behaltend, „und ich denk', wir werden jetzt bald in aller Ruh' fertig mit einander sein."

Dabei steckte er auch wieder das silberne Feuerzeug, welches er vorhin dem Steinwiesbauern vorgehalten und dessen unvermutheter Anblick denselben so erschreckt hatte, in die Tasche zurück.

„Die Laterne hab' ich noch im sicheren Versteck," fuhr der Kunz Sterzinger mit einem bedeutsamen Nicken des Kopfes fort, „soll ich Dir erzählen, Bauer, wo ich sie gefunden hab', mitten in der Nacht nach dem Schützenfest?"

Der Xaver Steinwies gab keine Antwort, sondern starrte mit finster gerunzelter Stirne vor sich nieder. Er hatte des nächtlichen Rufers beinahe ganz vergessen gehabt, und sein Herz hatte sich im Laufe der Monate ganz ausgefüllt mit dem Triumphgefühle über die gelungene Rache. Jetzt auf einmal erschien ihm ein schrecklicher Mahner. Er hätte auf den Anderen zuspringen und ihn zu Tode würgen mögen, damit der Zeuge seiner Schuld verschwände. Aber er wagte sich an den Kunz Sterzinger doch nicht heran, der noch immer mit entblößtem Messer vor ihm stand.

So verlegte er sich auf ein grimmiges Lachen.

„So geh' doch hin, Du Haderlump, sag's an, was Du weißt, ich sag' Dir's in's Gesicht hinein, daß es erlogen ist aus Deiner schwarzen Seel'n."

Der Kunz Sterzinger schüttelte gelassen den Kopf.

„Treib's nit so weit, daß ich's zur Anzeig' bring'," meinte er nur bedeutsam. „Was meinst', wem die Gerichtsherren mehr glauben würden — mir oder Dir?"

„Dir natürlich, Du alter Zuchthauslumpes!"

Der Steinwiesbauer gellte es höhnend hinaus, aber dann brach er zähneknirschend ab. Sein Innerstes sagte ihm, daß er verloren war, wenn der Sterzinger wirklich eine Anzeige machte.

Deshalb starrte er eine Weile vor sich hin in die dämmernde Nacht und dann wandte er sich mit hohler, seltsam veränderter Stimme an den Anderen.

„So mach' den Handel fertig," sagte er mit verbissener Wuth, „ich bin in Deiner Hand — was willst' haben für Dein Wissen?"

Kunz Sterzinger athmete tief auf.

„Für mich brauch' ich nix," sagte er einfach, „aber ich will, daß Du vorderhand Deinem Buben, dem Niklas —"

„Ah, hat sich der hinter Dich gesteckt?" rief der Bauer wüthend aus

Der Kunz Sterzinger winkte ihm nur mit der Hand ab.

„Kannst' Dein Schimpfen sparen," sagte er gelassen, „ich will nit untersuchen, was Du am Niklas gethan hast und an der Lene —"

Der Bauer stieß einen wilden Fluch aus und schlug mit der Hand auf die Sessellehne.

Aber der Andere ließ sich dadurch nicht beirren. Der Steinwiesbauer solle dem Niklas das Gut mitsammt dem Gehöft herausgeben, welches ihm, dem Sterzinger, früher gehört habe, meinte dieser gelassen, ohne auf die verschiedenen rohen Wuthausbrüche des Anderen etwas zu entgegnen. Dann solle der Xaver Steinwies seine Einwilligung dazu geben, daß der Niklas die Lene heirathen dürfe. Wenn er beides getreulich erfülle, dann wolle Kunz über das Geschehene seinem Kinde zu Liebe schweigen.

„Soll ich Dir's vielleicht schriftlich geben, Du Haderlump?" hatte der Steinwiesbauer in maßlosem Zorn über die unerhörten Zumuthungen, welche er doch schon vorher geahnt hatte, gerufen und dabei eine Fluth der wüstesten Schimpfreden dem Anderen in das Gesicht geschleudert.

Aber all' dies hatte bei dem Kunz Sterzinger nicht verfangen. Innerlich wohl war der Zorn mächtig in ihm geworden, und heimlich hatte er die Fäust geballt, aber äußerlich hatte er sich nichts merken lassen, sondern seine volle Ruhe dem wuthschäumenden Bauern gegenüber behalten.

Das war ein gewichtiger Vortheil, den er gleich von vornherein gehabt hatte, und unterstützt von der niederschmetternden Wucht des Geheimnisses, dessen einziger gefährlicher Mitwisser er war, hatte er schließlich leichtes Spiel mit dem Bauern haben müssen.

Das wußte er denn auch und deshalb gönnte er dem Xaver Steinwies das wohlfeile Vergnügen, seinem maßlosen Ingrimme durch wüstes Schimpfen einigermaßen Luft zu machen.

Endlich — es war schon so dunkel geworden, daß man kaum einen Schritt weit im Zimmer mehr sehen konnte — tastete sich Kunz Sterzinger nach der Thüre.

„Gut' Nacht, Steinwiesbauer, und nix für ungut," sagte er wie zum Abschied.

„Geh' zum Satan!" fluchte der Bauer.

„Was soll ich dem Niklas sagen, wenn ich heimkomme?"

Der Bauer gab keine Antwort, sondern begnügte sich mit einem grellen Auflachen.

„Er kommt heut' Nacht noch zurück, Xaver Steinwies; nimm ihn gut auf — hast' mich verstanden? — und bring's vollends in die Reih' mit ihm."

Kunz Sterzinger wartete noch eine Weile, als ob er Antwort erwarte von dem Steinwiesbauern. Aber dieser blieb stumm, und als der Andere lange genug vergeblich geharrt hatte, wandte er sich ab und zog die Thüre hinter sich in das Schloß.

Der Xaver Steinwies blieb allein im Zimmer zurück und starrte in die dunkle Nacht hinaus.

So finster und lichtlos wie diese, schaute es in seinem Innern aus, und düstere Rachegedanken brüteten in ihm. Nicht die Angst vor Strafe und Gericht war es, die ihm die Kehle fast zusammenschnürte und ihm Ausrufe sinnlosester Wuth entlockte, denn es lag ja nunmehr in seiner Hand, sich für immer durch seine Nachgiebigkeit von dem dräuenden Alp zu befreien, sondern der Gedanke brachte ihn nahezu zum Rasen, daß er nachgeben solle und daß neben seiner Lori, der künftigen Baronin, er das Kind eines Zuchthäuslers zur Schwiegertochter bekommen solle.

14.

In den nächsten Wochen erklang von früh bis spät im Steinwieshofe die Stimme des Bauern Xaver zu wüstem Schelten und Toben. Die Wuth lastete ihm auf dem Herzen, und da er sie nicht gegen Diejenigen austoben konnte, gegen welche sie sich richtete, so machte er ihr Luft durch wüstes, protziges Benehmen im Allgemeinen. Die Knechte und Mägde hatten schlimme Tage auf dem Hofe, und selbst die Lori bekam manches unebene Wort zu hören. Das Mädchen machte sich freilich wenig daraus, und zahlte mit gleicher Münze zurück. Sie ließ sich um so weniger etwas gefallen, als sie nunmehr die wirkliche Verlobte des jungen Barons vom Kellthal geworden war, und ihr Hochmuth keine Grenzen mehr kannte.

Das stattgehabte Verlöbniß war auch der einzige honigsüße Tropfen in dem Wermuthsbecher, welchen zu leeren der Steinwiesbauer Xaver sich mit einem Male gezwungen sah. Auf der Burg hatte es freilich erbitterte Kämpfe genug gegeben, und die Baronin Sibylle hatte sich mit Hand und Fuß gegen ein derartiges Verlöbniß ihres einzigen Sohnes gesträubt. In den glorreichen Annalen ihres Geschlechts, hatte sie mit vor innerster Entrüstung bebender Stimme ausgerufen, seien nur immer ebenbürtige Verbindungen verzeichnet gewesen, und nun wolle Hans Rupert seinem Sohn gar eine Bauerndirne als Gemahlin zuführen, deren Vater im dringendsten Verdachte der Brandstiftung stehe!

Aber die adelsstrenge Dame hatte tauben Ohren gepredigt, denn Anton vom Kellthal war von vornherein einverstanden mit dem Vorschlage seines Vaters gewesen. Erstens fühlte er in seinem blasirten Herzen wirklich etwas wie Neigung für das hübsche, kokette Mädchen, und dann hatten ihn auch die Geldsäcke mächtig bestochen, mit welchem er seinem unscheinbar gewordenen Wappenschilde neuen Glanz zu verleihen vermochte. Hans Rupert war ein ungeheuer verständiger Rechner, wenn es galt, zu seinem Vortheil einen Anderen zu beschwatzen, und er hatte es seinem Sohne haarscharf mit Zahlen bewiesen, daß die Heirath mit der reichen Bauerntochter ein seltener Glücksfall für ihn sei.

(Fortsetzung folgt.)

Benjamin v. Kallay.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

Der gegenwärtige österreichisch-ungarische Reichsfinanzminister, Benjamin v. Kallay, dessen Porträt wir auf Seite 257 bringen, ist am 22. Dezember 1839 in Pest geboren, stammt aus einem ungarischen Adelsgeschlecht, hat die Rechte studirt und sich nebenbei ernsten geschichtlichen und ethnographischen Studien hingegeben. Die Wichtigkeit der slavischen Frage für die Geschicke Ungarns schon früh erkennend, beschäftigte er sich theoretisch und praktisch mit der Ergründung derselben, lernte zu diesem Zweck Russisch, Serbisch, Rumänisch und Türkisch, und bereiste dann Rußland, die europäische Türkei und Kleinasien, um deren Zustände und Beziehungen zu Ungarn genau kennen zu lernen. Nach der Heimkehr trat Kallay in den diplomatischen Dienst der österreichisch-ungarischen Monarchie als Generalkonsul in Belgrad, welchen Posten er bis 1875 bekleidete. Hier fand er abermals Gelegenheit, die Zustände des Orients und die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel genau zu beobachten. Als Frucht dieser Studien erschien 1877 seine „Geschichte der Serben", welche im folgenden Jahre von Schwicker in's Deutsche übersetzt wurde. Nach seinem Rücktritt von dem Belgrader Posten gehörte er mehrere Jahre dem ungarischen Abgeordnetenhaus als konservatives Mitglied an. Als Andrassy 1879 das Ministerium des Auswärtigen niederlegte, und der des Ungarischen nicht mächtige Haymerle sein Nachfolger wurde, ward Kallay zum ersten Sektionschef im Ministerium des Aeußern ernannt, um dasselbe vor der ungarischen Delegation zu vertreten. Auch leitete er es interimistisch nach Haymerle's Tod bis zu Kalnoky's Ernennung. Nach Szlavy's Entlassung ward Herr v. Kallay dann unter dem 4. Juni 1882 zum Reichsfinanzminister ernannt; er hat sich in dieser wichtigen Stellung seither ganz besonders und mit bestem Erfolge den okkupirten Provinzen Bosnien und Herzegowina gewidmet.

Die Hahnenkämpfe in Neu-Granada.

(Mit Abbildung.)

In der ehemaligen südamerikanischen Republik Neu-Granada, welche heute zu den vereinigten Staaten von Kolumbia gehört, bilden, wie in den Städten die von Spanien her importirten Stiergefechte, auf dem Lande die Hahnenkämpfe eine Hauptergötzlichkeit der Bevölkerung. Die Kampfhähne werden eigens zu diesem Zweck gezüchtet und dressirt; ihr Auftreten erfolgt in einer mit Sand bestreuten Arena von 15 bis 18 Fuß im Durchmesser, die eine 2 bis 3 Fuß hohe Mauer aus Ziegelsteinen umgibt, um welche sich die Zuschauer gruppiren, deren Spannung durch das fortwährende gegenseitige Wetten noch wesentlich gesteigert wird. Sobald zwei Hähne in der Arena niedergesetzt sind, gehen sie wüthend auf einander los (siehe die Abbildung) und beginnen sich mit den Schnäbeln zu zerhacken, während die Zuschauer sie durch Zurufe stets mehr anzufeuern suchen. In dem Moment, da der Kampf seinen Anfang nimmt, beginnt der vorher bestimmte Preisrichter zu zählen, von 1 bis 10 oder nach Uebereinkunft weiter, bis eines der Thiere unterliegt, worauf dem Besitzer des Siegers der eingesetzte Preis zufällt. Sofort wird dann ein neues Paar zum Kampfe gebracht und so weiter, da jeder Besitzer, welcher kampffähige Hähne herbeibringt, das Recht hat, sie auch auftreten zu lassen.

Lord Dungannon.

Erzählung

von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1859 war ich noch ein flotter Studio, der in Bonn das Geld seines reichen Vaters todtschlug. Dabei machte ich mir die akademische Freiheit derart zu Nutze, daß nach vier glorreichen Semestern meine Gesundheit ernstlich zu leiden begann. Ich zog einen Arzt zu Rathe. Der machte ein bedenkliches Gesicht und nachdem er mich nach allen Regeln der Kunst beaugenscheinigt, befühlt, beklopft und behorcht, erklärte er, meine Lunge sei durch zu eifriges Studium angegriffen, ich müsse, um der Entwickelung einer Brustkrankheit zuvorzukommen, größte Ruhe und Schonung beobachten und, wenn möglich, für den Winter ein südliches Klima aufsuchen.

Mein guter, um seinen einzigen Sprößling zärtlich besorgte Alter hatte daraufhin nichts Eiligeres zu thun, als mich mit einem Sack voll trefflicher Ermahnungen und einer Brieftasche voll noch vortrefflicherer Wechsel nach Nizza zu schicken.

Dort begann ich nun, wie mir befohlen worden, als musterhafter Jüngling zu leben.



Ein Hahnenkampf in Neu-Granada (Südamerika).

Allein trotz der herrlichen Umgebung Nizza's und der interessanten, aus Angehörigen aller Nationalitäten gemischten Gesellschaft, die man dort antrifft, wurde mir doch ein so stilles Leben auf die Dauer unerträglich langweilig.

Eines Tages, als ich, von einem Ausfluge zurückkehrend, meinen Platz an der Mittagstafel einnehmen wollte, fand ich, daß mein Gegenüber gewechselt hatte. Anstatt zweier belgischer Stiftsdamen war ein soeben angelangtes Ehepaar mir gegenüber gesetzt worden. Es waren Engländer, das lehrte der erste Blick. Die hohe starkknochige Figur des Mannes, die grauen kalten Augen, groben Züge, das lakonische, rücksichtslose Wesen und die schlechte Aussprache des Französischen verriethen nur zu deutlich den spleenigen Sohn Albions; die Frau dagegen erschien mir wie eine Fee dieses Landes. Sie mochte etwa fünfzehn Jahre weniger zählen, als ihr Gemahl, blonde Locken umringelten ihr blasses, durchsichtiges Antlitz, und in den veilchenblauen Augen lag eine so anziehende Schwermuth, daß mein jugendliches Herz fast augenblicklich von Mitleid für sie gefangen genommen wurde. Mitleid ist bekanntlich die Mutter der Liebe. Ich konnte den Blick nicht von der schönen Frau abwenden, und meine lebhafte Phantasie machte sich binnen weniger als einer halben Stunde einen ganzen Roman zurecht. Ich hegte die feste Ueberzeugung, daß sie unglücklich sei, daß sie freudlos an der Seite des ungeliebten Gatten durch's Leben wandle, und daß sie nach einer gleichgestimmten Seele seufze, der sie ihr Leid anvertrauen könne.

Auf meine Erkundigung beim Oberkellner des Hotels erfuhr ich, daß der Fremde ein reicher irischer Lord Namens Hugh Dungannon sei, der sich des schwachen Gesundheitszustandes seiner Frau wegen den Winter über in Nizza aufzuhalten gedenke.

Fortan füllte die schöne Lady Dungannon alle meine Gedanken aus, ich fing an, Gesellschaften zu besuchen und Lustbarkeiten mitzumachen, bei denen ich ihr zu begegnen hoffen durfte. Schon am nächsten Tage fand ich Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen und ihr eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, wofür ich mit einem huldvollen Lächeln belohnt wurde. Dieser Erfolg meiner Bemühungen machte mich nicht wenig stolz, und ich hatte Ursache, es zu sein, denn die vielen jungen Lebemänner, von denen Nizza wimmelt, waren ebenso schnell als ich auf die interessante Engländerin aufmerksam geworden und drängten sich huldigend um sie.

Ihr Gatte schien das nicht zu gewahren. Er war oft halbe Tage abwesend, trieb sich jagend in den Bergen oder segelnd und fischend auf dem Meere herum, und überließ es uns Anderen, für die Unterhaltung seiner Frau zu sorgen. Im Uebrigen erwies sich der Lord bei

Humoristisches: Ein Zauberwort.

Von A. v. Fischern.



Hausherr: Na, Ruppert, Ihr wollt doch nicht schon fertig sein: da oben hängt ja noch ein ganzer Ast voll der schönsten Aepfel!
Tagelöhner; Jawohl! Aber die hol' der Kukuk herunter; die holt Ihnen kein Mensch herab.



Hausherr: So nehmt doch den Obstbrecher, damit geht's ja ganz leicht!
Tagelöhner: Ja, prosit Mahlzeit, mit dem Brecher brechen nur die Triebe für's nächste Jahr mit ab, und was die Hauptsache ist — er ist zerbrochen und der Beutel zerrissen — sehen Sie?!

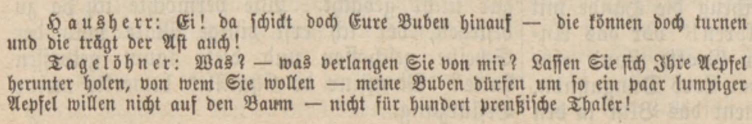


Hausherr: Dann nehmt den Reißhaken, damit muß es gehen!
Tagelöhner: Wenn ich einen Reißhaken anlege, fallen die schönen Aepfel alle über den Zaun in die Disteln und in den Fluß hinein. — Sehen Sie? — Das geht nicht!



Hausherr: Warum soll es denn aber auch nicht mit der Leiter gehen? Ihr habt es nur noch nicht ordentlich probirt!
Tagelöhner: Da hinauf ist sie zu kurz, da hat sie keinen Stand — und wenn ich sie an den Stamm lege, müßte ich nachher auf den Ast hinüber reiten, und der trägt mich nicht!





Hausherr: Ei! da schickt doch Eure Buben hinauf — die können doch turnen und die trägt der Ast auch!
Tagelöhner: Was? — was verlangen Sie von mir? Lassen Sie sich Ihre Aepfel herunter holen, von wem Sie wollen — meine Buben dürfen um so ein paar lumpiger Aepfel willen nicht auf den Baum — nicht für hundert preußische Thaler!



Hausherr: Nun, dann thut mir's leid! — Ich wollte Euch die Aepfel gerade schenken!
Tagelöhner und Buben (unisono): Ja, dann ist's was Anderes!

Schlußtableau!

näherer Bekanntschaft als kein übler Mann. Er hatte weite Reisen gemacht, kannte das high-life Londons aus dem Grunde und wußte in seiner trockenen Manier ganz gut davon zu erzählen. Eine geradezu staunenswerthe Fertigkeit besaß er im Pistolenschießen, und er schien Vergnügen daran zu finden, dies zu zeigen. Auf der Schießbahn, wo sich jeden Nachmittag eine Anzahl Herren versammelte, gab er uns Proben seiner Geschicklichkeit, die allgemeines Aufsehen erregten. Eine in die Luft geworfene Apfelsine durchschoß er regelmäßig mit der Kugel, ehe sie wieder zur Erde kam, traf ein Frankenstück auf zwanzig Schritt, schoß aus der Coeur-Zehn nach der Reihe sämmtliche Herzen heraus und machte noch ein Dutzend ähnlicher Kunststücke, welche die unfehlbare Sicherheit seiner Hand bewiesen. Als wir darüber staunten und ihm Komplimente machten, lachte er und meinte, es sei nichts, bloße Uebung, er habe das Pistolenschießen von Jugend auf betrieben, da er, auf seiner Herrschaft Dungannon erzogen, fast abgeschnitten von der Welt, keinen anderen Zeitvertreib gehabt.

Inzwischen machte meine Leidenschaft für Lady Dungannon täglich Fortschritte. Eines Morgens traf ich sie in aller Frühe, während die übrigen Gäste fast noch sämmtlich schliefen, im Garten des Hotels. Es war ein herrlicher Tag in der Mitte des Februar, so warm, wie bei uns im Mai. Die balsamische Frühlingsluft dehnte mir die Brust, ich fühlte einen ungewöhnlichen Thatendrang, eine kaum zu bändigende Lebensfülle in meinen Adern und mich zu jedem Wagniß bereit und fähig. Heute oder nie war der Augenblick, Mylady meine Gefühle mitzutheilen, und ihr das Geheimniß ihres Kummers zu entlocken.

Bei einem Bosquet von immergrünen Eichen, Lorbeer und Myrten, das uns gegen neugierige Blicke von den Fenstern des Hotels aus verbarg, blieb ich plötzlich stehen und platzte mit der Frage heraus: „Mylady, warum sieht man so selten ein Lächeln auf Ihren schönen Lippen? Nicht wahr, ich täusche mich nicht, Sie sind sehr unglücklich?"

Die angebetete Frau sah mich groß an.

„Wie kommen Sie zu dieser sonderbaren Frage?" entgegnete sie betreten.

„O, verzeihen Sie mir, ich wollte Ihre Empfindungen nicht verletzen, gewiß nicht," stotterte ich, erstaunt über meine eigene Kühnheit. „Es war nicht unzarte Neugier, es war der innigste, wärmste Antheil an einer Frau, die ich über Alles verehre und deren trübe Miene mir Herzweh verursacht."

„Ich bitte, fahren Sie nicht fort, Herr Feldkirch," versetzte sie in einem halb strengen, halb gütigen Tone, der keineswegs geeignet war, mich abzuschrecken. „Ich möchte nicht gern, daß unsere Freundschaft aufhören müßte."

„Mylady," rief ich, „verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, aber hören Sie mich vorher an, es meint's wahrhaftig Niemand so treu und ehrlich mit Ihnen, als ich. Ich weiß, ich fühle, ein schweres Leid drückt Sie nieder. Sagen Sie mir, ist es unmöglich, Ihnen zu helfen, müssen Sie ewig Ihr kostbares Leben vertrauern? Ich würde gern das Meinige hingeben, wenn ich Sie dadurch froh und heiter machen könnte."

Während meiner hastig hervorgesprudelten Rede war Mylady blaß geworden, hatte das Taschentuch vor die Augen gedrückt und wäre, hätte ich sie nicht schnell in meinen Armen aufgefangen, umgesunken.

„Um Gottes willen, was fehlt Ihnen?" rief ich.

„O nichts — nichts!" flüsterte sie, sich ermannend. „Ihre warmen Worte, mein Freund, haben mich zu heftig gerührt, erschüttert, ich habe ja so lange der Theilnahme eines edlen Herzens entbehrt, und nun sie mir so plötzlich entgegengebracht wird —"

„Vollenden Sie, ich flehe Sie darum an!"

„Mein Gatte — wenn er erfährt —" protestirte sie; allein da ich nicht abließ, sie zu bestürmen, gab sie endlich meinen Bitten nach.

„Ich kann dem Zuge meines Herzens nicht länger widerstehen," sagte sie, während Thränen in ihren blauen Augen glänzten, „mir thut ja Rath, Trost und Hilfe so noth. Ja denn, Sie haben sich nicht getäuscht, ich bin unglücklich, bin das elendeste Weib auf dieser Erde, und mein Gemahl —" sie stockte und machte eine Geberde des Schreckens. Vom Hause her hörte man deutlich die Stimmen von Nahenden. „Gehen Sie schnell!" stieß sie hervor, „man darf uns nicht zusammen überraschen, meine Bewegung würde Alles verrathen."

„Ich gehe nicht, ehe Sie mir nicht Alles gesagt und mich aus dieser quälenden Ungewißheit gerissen," erklärte ich.

„Verlassen Sie mich, ich beschwöre Sie," flüsterte Mylady, „wollen Sie mich zu Grunde richten? Wir werden uns ein andermal treffen, morgen — heute —"

„Nennen Sie mir Ort und Stunde," bat ich, ihre Hand fassend. Sie kämpfte sichtbar mit sich selbst. Schon erschollen Stimmen in nächster Nähe; das entschied.

„Heute gegen Abend, um fünf Uhr," stieß sie kaum hörbar hervor. „Im untersten Theile der Schloßanlagen — bei der Grotte in der Cypressenallee —"

„Dank, Dank!" rief ich, drückte einen Kuß auf Mylady's weiße Hand und eilte schnell davon. Mein Herz drohte zu zerspringen vor Jubel und Wonne. Ich befand mich wie in einem Rausch, es war ja kein Zweifel mehr, sie liebte mich, das holde, unglückliche Geschöpf.

Schon von vier Uhr an harrte ich zitternd vor Aufregung in der bezeichneten Grotte am Ende der Cypressenallee. Die frühe Dämmerung begann schon einzutreten, die Allee war menschenleer geworden. Da nahte in der Ferne eine weibliche Gestalt. Sie war es.

Wenige Minuten später war Mylady dicht herangekommen. Ich trat ihr einige Schritte entgegen, ergriff ihre Hand und geleitete sie schweigend nach der Grotte. Ihre Hand bebte, und als wir in das Dunkel der Grotte eintraten, wankte ihr Fuß, ich mußte sie stützen, damit sie nicht umsänke, und während sie einen Augenblick mein Arm umschlang, zog ich sie, meiner selbst nicht mächtig, an mich und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Mit einem schwachen Schrei stieß sie mich zurück. „Was thun Sie, Unsinniger! Vergessen Sie ganz, daß ich die Gattin eines Anderen bin?"

„Sie sind es nicht!" rief ich außer mir. „Darf sich der Mann Ihr Gatte nennen, an den Sie nur kalte Pflicht bindet, der Sie so unglücklich macht, daß Sie bei einem Freunde Trost und Hilfe suchen müssen? O wenden Sie das Antlitz nicht ab, sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, mich lieben, wie ich Sie."

„Und wenn es so wäre, was dann?" hauchte sie.

„Wenn es so wäre?" jubelte ich. „Es ist, es ist! Und ein neues Leben soll für Sie von diesem Tage an beginnen. Ich habe mir schon Alles auf's Beste überlegt. Wir bereiten Alles zur Flucht vor, ich bringe Sie in das Haus meines Vaters, Sie lassen sich von Ihrem Manne scheiden und —"

„Dabei bin ich wohl überflüssig und werde nicht gefragt?" ertönte in diesem Augenblicke eine Männerstimme in ruhigem, sarkastischem Tone.

Ich sprang auf, Mylady stieß einen Schrei des Entsetzens aus und schlug die Hände mit dem Rufe: „Alles ist verloren!" vor das Angesicht. Im Eingang der Grotte stand eine dunkle hohe Gestalt — es war Lord Dungannon.

Mir wollte einen Moment das Blut in den Adern erstarren. Aber ich fühlte, jetzt war es meine Pflicht, mich als Mann zu zeigen.

„Mylord," sagte ich mit so viel imponirender Ruhe, als ich erschwingen konnte, indem ich schützend vor die Geliebte trat, „schonen Sie als Gentleman Ihre hilflose Gattin. Ich allein bin der Schuldige und —"

„Keine unnöthigen Worte, mein Herr," entgegnete der Lord mit kühler Ueberlegenheit. „Sie werden als Mann von Ehre wissen, welche Genugthuung Sie mir zu geben schuldig sind. Madame, Ihren Arm!"

Damit zog er den Arm der völlig vernichteten und willenlosen Frau unter den seinigen und verließ mit ihr den Ort des Stelldicheins. Ich selbst wankte wie im Traume in mein Hotel, wo ich mir Wein auf's Zimmer bringen ließ und in einem unbeschreiblichen Zustande der Aufregung so lange trank, bis ich in einen todähnlichen Schlummer versank.

Erst spät am andern Morgen erwachte ich. Mein Kopf war dumpf, meine Stimmung katzenjämmerlich — physisch und moralisch. Als ich die Ereignisse des verflossenen Tages überdachte, wurde mir schwül zu Muthe, und ich hatte die Empfindung, als sei ich von einem bösen Dämon besessen gewesen. Eine schöne Patsche, in die ich mich da hineingeritten hatte! Daß ein Duell unvermeidlich, davon war ich überzeugt.

Ein Klopfen an der Thüre entriß mich meinen Gedanken. Auf mein „Herein!" erschien ein fremder Herr, der sich mir als Sekundant des Lord Dungannon vorstellte, mir dessen Herausforderung überbrachte und um den Namen meines Sekundanten bat. Da war das Verhängniß! Jetzt galt es, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich erklärte mich zur Annahme der Forderung bereit und bedeutete dem Kartellträger, ich würde ihm meinen Zeugen noch im Laufe des Vormittags zuschicken.

Was war jetzt zu thun? An wen meiner Bekannten sollte ich mich um Beistand wenden? Nach einigem Hin- und Hersinnen fiel mir Monsieur de Chatillet ein, ein alter französischer Edelmann, der sich stets sehr freundlich und wohlwollend gegen mich benommen hatte. Diesem wollte ich mich anvertrauen.

Ich traf den Franzosen glücklicherweise auf seinem Zimmer, erzählte ihm offen Alles, was vorgefallen, und bat ihn, mir bei Austragung dieses Ehrenhandels als Zeuge zu dienen. Monsieur Chatillet schüttelte bedenklich den Kopf und klopfte mir auf die Schulter.

„Mein lieber junger Mann," versetzte er, „dies ist eine bedenkliche Angelegenheit. Sie haben recht unbesonnen gehandelt, allein es heißt jetzt, Sie aus dieser Teufelsklemme herauszubringen. Warten Sie hier eine kurze Zeit auf mich, ich will einmal sehen, wie die Sachen eigentlich liegen."

Er eilte davon und kam schon nach einer halben Stunde mit bedenklichem Gesicht wieder zurück.

„Ich war bei dem Sekundanten Ihres Gegners," sagte er, „um Rücksprache über die Bedingungen des Rencontre's zu nehmen. Die Affaire nimmt eine düstere Färbung an. Wie Sie wissen, hat der Lord als der Beleidigte die Wahl der Waffen. Er hat, wenig großmüthig, die Pistole gewählt, in deren Handhabung er Meister ist, ein Zeichen, daß er Ihnen ernstlich an's Leben will. Fehlen wird er Sie sicherlich nicht. Und Sie? Wissen Sie mit der Pistole umzugehen?"

Ich war wie vom Donner gerührt. An des Lords furchtbare Fertigkeit hatte ich noch gar nicht gedacht. Wie vermochte ich da zu bestehen, der ich erst einige Male nach der Scheibe geschossen und diese kaum getroffen hatte? Monsieur de Chatillet bemerkte meine Bestürzung.

„Ich sehe, wie es steht," sagte er ernst, „und übernehme die fernere Fortführung der Unterhandlungen mit der Bedingung, daß Sie mir völlige Freiheit lassen und sich unbedingt meinen Maßregeln, die selbstverständlich nichts Ihrer Ehre Zuwiderlaufendes enthalten werden, fügen. Sind Sie damit zufrieden?"

Natürlich erklärte ich, mich ganz der Führung meines älteren Freundes überlassen zu wollen.

Monsieur de Chatillet begab sich darauf unverzüglich zu Lord Dungannon, der ihn mit gemessener Höflichkeit empfing.

„Mylord," begann der Franzose, „betrachten Sie mich einige Augenblicke nicht als den Sekundanten Ihres Gegners, sondern als einen wohlwollenden Mittler, der beiden Parteien gleich fern steht und allein im Namen der Vernunft und Menschlichkeit zu Ihnen spricht. Dieses Duell, so unvermeidlich es vom Standpunkt der konventionellen ritterlichen Ehre erscheint, darf gleichwohl nicht stattfinden. Es wäre kein Zweikampf, es wäre von Ihrer Seite ein kalt überlegter und unter gewissen feststehenden Formen ausgeführter Mord. Sie sind ein meisterhafter Pistolenschütze, Ihr Gegner hat kaum einige Male eine solche Waffe in der Hand gehabt. Ich kann nicht glauben, daß Sie den jungen Mann für eine Handlung, die mehr der Ausfluß jugendlichen Gefühlsüberschwanges und des Mangels an Erfahrung, als eine Ihnen absichtlich zugefügte Schmach ist, tödten wollen. Ich bitte Sie dringend, überlegen Sie meine Worte, sie sind ebensosehr in Ihrem, wie im Interesse des Herrn Feldkirch gesprochen, und in dem festen Vertrauen, bei einem Gentleman, wie Sie, keiner Mißdeutung zu begegnen."

Mylord sann einige Augenblicke nach, während sich kein Zug in seinem steinernen Gesicht veränderte.

„Sie haben Recht, Monsieur de Chatillet," sagte er dann kalt. „Den jungen Mann zu tödten, wäre eine zu harte Strafe. Ich werde ihm nur den Arm entzwei schießen."

Der Franzose war im Begriff, beim Anhören dieser gefühllosen Worte aufzufahren, aber aus Furcht, Alles zu verderben, bezwang er seine Entrüstung.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Mylord," entgegnete er. „Sie gehören der Aristokratie der großherzigen englischen Nation an und können ebensowenig einen jungen hoffnungsvollen Mann kaltblütig tödten, als zum Krüppel machen wollen. Es kann Ihnen unmöglich schwer werden, einen Ausweg zu finden, der Ihnen Genugthuung verschafft, ohne Ihr Gewissen mit einem ewigen Vorwurf zu belasten."

Der Lord schien betroffen. Eine längere Pause entstand. Endlich wandte er sich zu Monsieur de Chatillet.

„Sie sollen nicht umsonst an den Edelsinn eines Briten appellirt haben. Hören Sie mein letztes Wort. Ich verzichte auf eine Genugthuung durch die Waffen unter folgenden Bedingungen: Herr Feldkirch verspricht auf Ehrenwort, Nizza binnen drei Tagen zu verlassen, jeden Versuch, sich brieflich meiner Gattin zu nähern, aufzugeben, und — fünfhundert Pfund Sterling noch vor seiner Abreise von hier an den Vorstand des Waisenhauses, welches ich in meiner Stadt Dungannon gestiftet habe, abzusenden. Diese Buße wird dem jungen Phantasten eine Warnung sein. Ich denke, dies ist ein Ausweg, bei dem die Vernunft und Humanität in gleicher Weise ihre Rechnung finden. Nicht wahr, Monsieur de Chatillet?"

Der Franzose war überrascht und gerührt und drückte dem hochgesinnten Lord dankbar die Hand.

„So habe ich mich also doch nicht in Ihnen geirrt, Mylord," rief er bewundernd. „Nehmen Sie meinen wärmsten Dank, ein solcher Ausweg ist eines wahren Gentleman würdig. Ich werde dafür sorgen, daß mein Klient die gestellten Bedingungen getreulich erfüllt. Doch — wohin soll die Geldsumme gesandt werden?"

„An den Vorstand des Waisenhauses in Dungannon, Irland. Das genügt."

Der Franzose notirte sich die Adresse und schied hoch erfreut, um mir so schnell als möglich den Erfolg seiner Bemühungen mitzutheilen. Ich kann nicht sagen, daß ich gerade allzu sehr darüber erbaut war, mir schien dieser Ausgang der Sache für mich doch allzu demüthigend, und mein zweiundzwanzigjähriger Hochmuth wollte rebelliren. Aber da kam ich bei meinem Franzosen schön an.

„Junger Brausekopf, kommen Sie mir nicht wieder mit Ihren Faxen," polterte er los, „lassen Sie sich an der ersten Lektion genügen und provociren Sie keine zweite. Ihr Vater ist reich und wird sicher lieber zahlen, als Sie mit zerschmettertem Arm heimkehren sehen. Und was Mylady betrifft, so glauben Sie meiner Erfahrung, die Frau fragt nach Ihnen nicht viel mehr, als nach irgend einem anderen schwärmerischen Anbeter, der ihr die Langeweile vertreiben hilft."

Da half kein Sträuben, das sah ich ein; ich mußte in den sauren Apfel beißen und mich fügen. Noch am selben Tage sandte ich an meinen Vater eine Depesche des Inhalts: „Laß mir sofort durch meinen hiesigen Bankier zehntausend Mark anweisen. Es handelt sich um Ehre und Leben."

Am anderen Tage hatte ich das Geld zugleich mit dem Befehl, unverzüglich nach Haus zurückzukehren. Ganz kleinlaut kam ich daheim an. Mein Vater begrüßte mich mit gewohnter Herzlichkeit, sprach seine Freude über mein gesundes Aussehen aus und hieß mich dann ihm in sein Kabinet zu folgen, wo er mich ernstlich zur Rede stellte.

Ich hielt es für das Beste, reinen Tisch zu machen und meinem Vater Alles zu gestehen. Derselbe hörte mit Verwunderung die Erzählung meines Abenteuers, während sein Gesicht immer länger und nachdenklicher wurde.

„Sonderbar — wirklich sonderbar," meinte er kopfschüttelnd, „diese Frau, hm — und dieser Lord — Dungannon heißt er, nicht wahr? Sehr merkwürdig, in der That. Und, Junge, zehntausend Mark hat mich Dein Leichtsinn gekostet, der Lord hätte es auch etwas billiger machen können! Na, vorbei ist vorbei. Laß es Dir zur Warnung dienen!"

Damit war allem Anschein nach die Sache erledigt. Mein Vater wenigstens sprach mit keinem Worte mehr darüber, aber mir schien es undenkbar, daß der Roman zu Ende sein sollte. Würde nicht die geliebte Frau alle Hebel in Bewegung setzen, um meinen Aufenthalt auszukundschaften, um mir wenigstens ein Lebenszeichen zu senden? Ich meinte, jeden Tag müßte ein Brief von ihrer Hand eintreffen und harrte mit Furcht und Hoffnung.

Drei Wochen vergingen. Ich hatte mich in meiner weltschmerzlichen Stimmung in meine Bücher vertieft, als mein Vater mich eines Tages auf sein Zimmer berief.

„Da lies," sagte er, mir einen soeben eingelaufenen Brief darreichend, „es ist die Antwort auf ein Schreiben, welches ich an die Ortsbehörde von Dungannon gerichtet habe."

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Indem wir den Empfang Ihres Schreibens nebst Einlage von fünf Pfund Sterling dankend bestätigen, theilen wir Ihnen mit, daß ein Lord Hugh Dungannon hierorts nicht bekannt ist, überhaupt, so viel wir wissen, eine Familie dieses Namens in den vereinigten Königreichen nicht existirt. Mit dem hiesigen Waisenhause, nach dem Sie sich erkundigen, hat es folgende Bewandtniß. Vor Jahresfrist etwa kehrte ein in unserer Gemeinde geborener, aber seit fast zwanzig Jahren abwesend gewesener Mensch, Namens Thomas Smith, plötzlich hierher zurück. Er hatte sich, wie er sagte, durch Handelsspekulationen auf dem Kontinent und in Amerika etwas Geld erworben und wollte dasselbe bei uns verzehren, worüber wir recht erfreut waren, denn unser Dorf ist sehr arm. Indessen schien es ihm bei uns doch nicht zu gefallen, denn nach einem halben Jahre gab er die Absicht kund, wieder auf Reisen zu gehen, vorher wollte er aber durch eine milde Stiftung seine Dankbarkeit für seinen Geburtsort beweisen, wie er sagte. Er kaufte für einundvierzig Pfund Sterling ein kleines Haus und schenkte es der Gemeinde mit der Bestimmung, daß es zur Aufnahme verwaister Pächterkinder dienen solle. Nun haben wir zwar ein Waisenhaus, aber Waisen sind nicht darin, denn die Gemeinde müßte dieselben doch ernähren, wozu sie aber zu arm ist. In unserem Waisenhause lebt also Niemand als eine alte Person, Kitty O'Haneron, die eben besagten Thomas Smith in seiner Kindheit in Pflege gehabt hat und die er ebenfalls aus Dankbarkeit zur Vorsteherin des Waisenhauses bestimmt hat. Die alte Person ist noch sehr rüstig, doch steht sie nicht im besten Leumund, obgleich man ihr jetzt nicht mehr viel nachsagen darf, denn sie ist zu Gelde gekommen. Seit der Abreise des Thomas Smith nämlich langten öfters große Geldsummen an den Vorstand des hiesigen Waisenhauses an, die natürlich der Kitty O'Haneron ausgehändigt wurden. Wir meinten erst, das Geld sei zur Pflege von Waisen bestimmt, aber die Kitty O'Haneron widersprach dem, sandte auch die Beträge regelmäßig gleich wieder fort, und zwar an die verschiedensten, uns unbekannten Adressen in Frankreich, Deutschland oder Italien. Nur einige Pfund behielt sie jedesmal für sich zurück. Was es nun mit diesen Geldsendungen für eine Bewandtniß haben mag, wissen wir nicht zu sagen, man munkelt allerlei, allein da die Kitty O'Haneron stumm ist, wie ein Fisch, so läßt sich nichts Sicheres darüber ausmachen. Dies ist Alles, was wir auf die von Ihnen gestellten Fragen zu berichten haben. Schließlich nehmen Sie nochmals unsern wärmsten Dank für die Ihrem Briefe beigefügten und den hiesigen Ortsarmen bestimmten fünf Pfund. Wir verbleiben, mein Herr, Ihre ganz ergebenen Diener

Der Gemeinderath von Dungannon
(Irland)."

„Nun," sagte mein Vater, sarkastisch lächelnd, als ich ganz verdutzt den Brief sinken ließ, „wie gefällt Dir das?"

„Es ist nicht möglich!" rief ich, erglühend in Scham, Zorn und Entrüstung. „Dieser edelherzige Lord Dungannon und seine schöne, unglückliche Gattin —"

„Sind ein raffinirtes Hochstaplerpaar," ergänzte mein Vater, „dem Du blind in's Netz gegangen. Nun, nun, tröste Dich, mein Sohn, nach diesem Briefe zu urtheilen, bist Du nicht der Einzige, der, von den blauen Augen der schönen Engländerin bethört, sich zu einem Stelldichein hat verleiten lassen, von dem edlen Lord, alias Thomas Smith, überrascht worden ist, und um sein Leben vor der sicheren Kugel des entrüsteten Ehemannes zu retten, ein blankes Stückchen Geld erlegt hat, das angeblich in den Fonds des famosen Waisenhauses zu Dungannon, in Wirklichkeit aber durch Vermittelung der alten Kitty jedesmal in die Tasche des Pseudo-Lords geflossen ist. Mir ist es nur lieb, daß Du jetzt von Deiner Schwärmerei geheilt bist, und so wollen wir das Geld verschmerzen."

Die Nemesis ereilte das edle Paar übrigens ziemlich bald. Im Jahre 1861 wurde in Frankfurt a. M. ein Hochstaplerpaar zur Haft

gebracht, das unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin d'Aumoulin reiste. Es stellte sich heraus, daß der angebliche Graf d'Aumoulin ein gewisser Thomas Smith war, auf den die Londoner Polizei bereits seit längerer Zeit vergeblich fahndete, und der in den letzten Jahren unter Beihilfe seiner Geliebten, einer früheren Kammerzofe, Namens Betty Rosebud, in den Hauptstädten und Badeorten des Kontinents äußerst gewandte und erfolgreiche Schwindeleien ausgeübt. Die Betty Rosebud starb im Untersuchungsgefängniß an der Schwindsucht, noch ehe sie vor den Assisen erschienen war, Thomas Smith aber wurde einer großen Anzahl Betrügereien überführt, zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt und nach Ablauf seiner Strafzeit an die Londoner Behörden ausgeliefert, die ihn nach West-Australien deportirten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die ersten unterseeischen Schiffe baute der berühmte Niederländer Kornelius Drebbel (geb. zu Alkmaer in Holland 1572, gest. zu London 1634), der Erfinder des Thermometers und sonstiger Instrumente. Er spazierte einst an der Themse und bemerkte, wie die Fischer durchlöcherte Kästen mit Fischen an ihren Booten hängen hatten, und diese tiefer hinabzogen oder höher schwimmen ließen, je nachdem die Kästen beladen waren. Dies veranlaßte Drebbel, zwei Schiffe zu bauen, welche so abgewogen waren, daß sie unter dem Wasser gingen. Die Luft wurde durch ein langes Rohr, welches über das Wasser reichte, in das Schiff gebracht. Die Wände und Decken der Schiffe waren von geschmiertem Leder gemacht worden; in dem einen derselben machte König Karl I. von England selbst eine submarine Fahrt, das andere Schiff wurde dem damaligen Großfürsten von Moskau „als eine seltsame und unglaubliche Sache" verehrt. [G. Sch.]

Schneiderblut. — Einer der besten Weine Südtirols wird in der Nähe von Roveredo „Schneiderblut" genannt, und der kleine Berg, von dem er stammt, heißt „Schneiderberg". Im vorigen Jahrhundert ließ sich dort ein Schneider mit seiner Familie nieder; damals war das Hügelgelände noch ziemlich wüst, und nur wenige Winzerfamilien waren am Fuße desselben ansässig. Der Schneider erkannte bald, daß der Boden der trefflichsten Weinkultur fähig sei, und um auf billige Weise in den Besitz des Hügels zu kommen, lieferte er seine Schneiderarbeiten den Winzern, die keinen Ueberfluß an baarem Gelde hatten, jedesmal gegen Abtretung eines kleinen Stückchens des Berges und einiger Weinstöcke. So setzte er sich allmählig durch rastlosen Fleiß in den Besitz des ganzen Berges, und nach und nach gelang es ihm und seinen Nachkommen, hier die beste Sorte Tiroler Weines zu ziehen. Der Berg soll noch heute im Besitz seiner Nachkommen sein, die freilich das edle Schneiderhandwerk längst an den Nagel gehängt haben. Aber noch heute heißt der Berg „der Schneiderberg", und der köstliche Wein zum Andenken an den klugen Schneider „Schneiderblut!" [J.]

Wunderliche Grabschrift. — Auf dem Friedhofe zu Schweinfurt fand man einen alten verwitterten Grabstein mit der seltsamen Inschrift:

Mich, Bernhard Mauler, Stadtknecht, hat
Dahier verscharrt Schweinfurt, die Stadt;
Vergißt man große Männer hier,
Wer wird dann fragen einst nach mir?
Niemand! Doch dies mich nicht anficht,
Wenn Gott nur weiß, wo Bernhard liegt!

[M. L.]

Die Musik bei den Javanen.

(Mit Abbildung.)

Von den auf der Insel Java gebräuchlichen Musikinstrumenten ist ein Theil indo-chinesischen, ein anderer arabischen Ursprungs, dann findet man aber auch noch in den Händen der Pontoos oder umherziehenden Musikanten ganz eigenartige Werkzeuge, die man kaum noch Musikinstrumente in unserem Sinne nennen kann. Eines der merkwürdigsten darunter ist der Angklong, welcher ganz aus Bambus gefertigt ist. Derselbe besteht, wie auf unserer Abbildung zu sehen, aus einem großen viereckigen Gestell von Bambusrohr, an dessen oberer Stange zahlreiche länglich-viereckige Rahmen aus Bambusrohr neben einander und rechtwinkelig zu der oberen Gestellstange aufgehängt sind. Jeder von diesen Rahmen ist aus Röhren und Stäben von verschiedener Länge zusammengesetzt, und das „Spielen" des originellen Instrumentes besteht einfach nur darin, daß ein oder zwei „Künstler" jene Rahmen abwechselnd nach einem bestimmten Rhythmus hin und her schwingen oder schütteln, so daß ein monotones Rauschen entsteht. Gewöhnlich tritt nun noch zu dem Angklong ein Tambourin oder eine Art Handtrommel, gleich der im Vordergrunde unserer Illustration dargestellten, hinzu, um ein Orchester zu bilden, dessen „Musik" für europäische Ohren freilich mehr einen bloßen Lärm darstellt, in dem nur hin und wieder rhythmische Unterschiede bemerkbar werden.

Musizirende Javanen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösungen von Nr. 32: des Bilder-Räthsels: Selbsterkenntniß ist ein unfehlbares Mittel gegen Selbstliebe; des Kapsel-Räthsels: Absicht, Abt (Franz Abt, der Komponist von: „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n").

Räthsel.

Mit einem u in Leibesmitten
Sind wir so überaus verschieden,
Wie etwa Geistesgaben, Sitten
Und sonst so Vieles noch hienieden;
Doch selten sind wir wohlgelitten,
Und nichts im Kriege wie im Frieden
Wird wohl so sehr als wir bestritten.
Mit i für u: in deutschen Landen
Sieh, Leser, zu, ob wir vorhanden.
Wenn wir Dir sagen: zweimal nur,
Gelangst Du leicht auf uns're Spur.

Auflösung folgt in Nr. 34. [Adolf Nagel.]

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 ein männlicher Vorname. 2. 1. 8. 3. 7. 6. 8. 3 ein Wunderland. 3. 7. 8. 2. 4 eine Auszeichnung. 4. 2. 6. 4. 8. 2. 7 ein berühmter Gelehrter. 5. 2. 7. 3. 1. 8 ein mittelalterlicher Würdenträger. 6. 7. 2. 4. 6 ein Kampfplatz. 7. 3. 1. 6. 4. 8 ein Paladin Karl's des Großen. 8. 2. 4. 6. 7 eine Münze. [Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 34.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.